

Nr. 127. Bromberg, den 11. Juli 1926.

Ein verlorenes Paradies.

Von Frieda Zieschank.

Copyright by C. Haberland, Leipzig.

(17. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.

Die Kinder schliefen längst. Martha Uffrecht lag lesend im Langstuhl. An der andern Seite des Tischchens, das die Lampe trug, saß ihre Hausgenossin, das Kinderfräulein, mit einer Handarbeit beschäftigt. Ein schönes junges Geschöpf. Das warme Licht der Petroleumlampe ließ Goldfunken aufsprühen aus dem kastanienbraunen Gelock, wie sich der Mädchenkopf jetzt über die Arbeit beugte.

Martha hatte das Buch sinken lassen und blickte eine Weile gedankenverloren auf ihr Gegenüber.

„Welch wundervolles Haar Sie doch haben, Fräulein Rose."

Das Mädchen sah leicht erstaunt auf bei der plötzlichen Anrede.

„Da fällt mir eine Bestellung ein, die mein Mann für Sie zurückließ, er besann sich noch im letzten Augenblick darauf. Für übermorgen ist von Zorns eine Reittour nach dem Lanutoo geplant. Die Gesellschaft kommt hier vorbei, um Sie abzuholen. Mein Mann wird Ihnen morgen meinen Ajax heraufschicken. Dem können Sie sich ruhig anvertrauen, er ist lammfromm."

„Ich soll mit? Wollen Sie nicht selbst die Tour mitreiten?"

„Wir können doch nicht beide zusammen von den Kindern fort. Ich kenne ja den Lanutoo genügend. Und ich glaube, in diesem Falle wird mehr Gewicht auf Ihre Gesellschaft gelegt als auf meine." Das leise Lächeln, das die letzten Worte begleitete, ließ das junge Mädchen leicht erröten.

„Ich verstehe nicht, von wem sprechen Sie? Wer ist mit von der Partie?"

„Nun, Doktor Zorn und seine Frau, Göbels und — Steinbach. War das so schwer zu raten?"

„Dann bitte Frau Uffrecht, lassen Sie mich hier. Reiten Sie selbst mit."

„Unsinn. Ich weiß, wie sehr Sie sich diese Tour gewünscht haben, und Sie ist Ihnen nun lange genug versprochen. Doch sagen Sie — Steinbach hat also keinerlei Aussicht, von Ihnen erhört zu werden?"

„Gar keine."

„Sie machen eine rühmliche Ausnahme von Ihren Vorgängerinnen, liebes Kind. Die waren immer im Handumdrehen verlobt. Und Sie sind nun schon ganze vier Monate im Land und haben anscheinend noch gar kein Verlangen, unter Ihren Verehrern eine Wahl zu treffen. Wollen Sie mir nicht verraten, was Sie an Steinbach auszusetzen haben? Er ist hübsch, gesund, wohlhabend, aus guter Familie und ein grundanständiger Mensch."

Rose Feldner zögerte mit der Antwort. Frau Martha aber war nun lebhaft interessiert. Es reizte sie, hier einen Blick in eine andere Frauenseele tun zu können, anstatt ihn immer nur in das eigene Innere zu richten, wie sie es in dieser ganzen letzten Zeit getan. „Wollen Sie mir nicht sagen, was Sie bei ihm abstößt? Ist es vielleicht seine ehemalige ‚faa samoa-Frau'?"

Das Mädchen nickte.

„Nichts liegt mir ferner, als Ihnen etwa zu dieser Verbindung zureden zu wollen. Im Gegenteil. Denn es wäre ja mein eigener schwerer Schaden, wenn ich Sie verlieren würde. Es ist lediglich meine Anteilnahme für Sie, die mich fragen läßt. Steinbach hat nur kurze Zeit mit dem Mädchen gelebt, und — die Hauptsache — es sind da keine Kinder, die die Sache natürlich wesentlich erschweren würden."

Jetzt hob Rose Feldner den Kopf und blickte der Frau offen in die Augen. „Steinbach ist ein netter guter Mensch, aber ich liebe ihn nicht. Kann ihn nicht lieben. Es mag an dieser samoanischen Geschichte liegen, ich weiß es nicht. Ich glaube, daß ich nie einen Mann heiraten könnte, bei dem ich von einer braunen Vorgängerin weiß." Sinnend und ein wenig kleinlaut setzte sie hinzu: „Freilich meine ich dann zuweilen auch wieder, daß — wenn man einen Mann sehr heftig lieben würde — so mit der ganz großen Liebe — daß einem dann all diese Dinge doch vielleicht ganz gleichgültig wären. Auch halbweiße Kinder."

„Auch Kinder? Auch die gleichgültig?" Eindringlich, heftig waren diese Fragen von der Frau hervorgestoßen. Sie hatte sich lebhaft aufgerichtet und schaute das Mädchen aus großen Augen an.

Das zuckte hilflos die Achseln. „Die sind doch schließlich nur die Folgen. Käme ich über die Sache an sich weg, so würde ich gewiß auch über die Kinder fortkommen. Jedenfalls ist es in dem Falle Steinbach belanglos, ob welche da sind oder nicht. Das Entscheidende ist die Liebe. Und die fehlt völlig."

„Nun, da ist nichts zu machen. Aber ein Grund, daß Sie übermorgen zu Hause bleiben, liegt deshalb doch nicht vor."

*

Martha Uffrecht stand halbausgekleidet am offenen Fenster ihres Schlafzimmers.

Der Mond war wohl schon fast bis zum Zenith aufgerückt, zu sehen war er nicht, denn das Zimmer lag gen Westen. Aber draußen war alles von Silberflut übergossen, der Hausplatz, die sperrigen Kronen der Kapokbäume und die Hibiskusbüsche, die ihn einrahmten. Besonders die breiten Flächen der Bananenblätter reflektierten das Licht mit unerhörter Kraft. Wie ein dunkler Torweg wirkte in dieser Helle der Schatten der Kaffeebaumallee, die hier auf den Hausplatz zuführte. Doch auch er war überstreut von bläulich-weißen Lichtflecken. Wie von Silberblüten. Rechts seitwärts schob sich ein Stück Weide in das Bild. Taghell fast. Leise klang zuweilen eine Glocke des grasenden Viehes auf.

Die Gedanken der einsamen Frau wollten nicht zur Ruhe kommen. Was hatte das junge Ding vorhin doch phantasiert? Von der ganz großen Liebe, die alles überwindet, hatte es geredet. Die ganz große Liebe! Die hatte sie doch gewiß. Die Liebe des Herzens, der Seele, des Blutes. Die konnte nicht größer sein. Und doch half sie nicht! Aber vielleicht war sie eben gar zu groß? Vielleicht wäre weniger — besser? — —

Fast kalt strömte die Nachtluft von den Höhen zum Fenster herein. Wie frische Wellen umkoste sie die entblößten Arme, Hals, Brust und Nacken. Die einsame Frau genoß die köstliche Wohltat dieses kühlen Luftbades und konnte sich noch nicht entschließen, das Lager unter dem dichten Moskitoschleier aufzusuchen. Mechanisch strich sie von Zeit zu Zeit über Arme, Gesicht und Hals, um die Mücken zu verscheuchen. Auch hier oben waren sie dieselbe Plage, wie an der Küste, wie überall auf der Insel. Aber eine so gewohnte

daß man ihr kaum je noch einen Gedanken schenkte. Ein schwaches Lustgefühl löste die ungewohnte Kühle der Haut unter der streichenden Handfläche aus, und ein besonders kräftiger Luftzug ließ den Körper zusammenschauern. Sie fror, fror wirklich. Herrlich war das, wonnevoll! In überwältigendem Wohlempfinden hob sie die Arme vom wärmenden Körper ab, empor in die kühle Helle! Ah! An diesem Kältegenuß erkannte man erst, an welche Treibhauswärme man sich gewöhnt hatte. So gewöhnt, daß man sie gar nicht mehr empfand. Gewöhnt, wie an die Mücken.

Vielleicht gings mit allem so? Vielleicht gewöhnte man sich auch an — das andere?

•

In aller Herrgottsfrühe war die Reitgesellschaft von Apia heraufgekommen und nach eilig eingenommenem Frühstück gleich weitergeritten, hinauf nach dem Kamm des Gebirges, um dann westlich abzubiegen nach dem sagenhaften Kratersee, dem herrlichsten Ausflugsort der Insel. Rose Feldner hatte sich, auf das Zureden ihrer Herrin hin, doch angeschlossen.

Dafür war Anna Zorn bei der Freundin zurückgeblieben. Die um einige Jahre ältere Frau war Martha die liebste aus dem Freundeskreis. Es schien ihr manchmal ganz unwahrscheinlich, daß das kaum ein halbes Dutzend Jahre sein sollte, seit sie sie kannte. Ihrem Unterbewußtsein nach war sie immer, immer dagewesen in ihrem Leben. Wie eine ältere Schwester.

Sie hatten mit den Kindern einen Bummel auf dem Waldweg gemacht und jetzt saßen die beiden Frauen in Korbsesseln im Garten, auf der Ostseite des Hauses, wo es am Spätnachmittag schattig war. Unweit spielten die beiden Buben mit den Farmerkindern. Die Ausflügler konnten nun jede Minute zurückkommen.

„Also Freund Steinbach hat kein Glück. Desto besser für dich. Ob der arme Kerl heute seinen Korb mit heimbringt?"

„Ich glaube nicht, daß es das Mädchen dazu kommen läßt. Es hat eine sehr taktvolle Art, die Bewerber ihr Schicksal wissen zu lassen, ehe sie das entscheidende Wort sprechen. Rose ist nicht eitel und so gar nicht kokett."

„Sie hat in der kurzen Zeit schon manchen heimgeschickt. Nun also auch den Steinbach." Anna Zorn klopfte gedankenvoll die Asche von der Zigarette. „Der ist doch nun ein Mann, von dem man meinen sollte, daß sich fast jedes junge Mädchen in ihn verlieben würde."

„Du vergissest seine Tulii!"

„Ach, — du meinst? Wegen der?"

„Wenigstens äußerte Rose, daß es ihr unmöglich schiene, die Nachfolgerin einer Samoanerin zu werden."

„Ich für meine Person habe dafür ja volles Verständnis. Trotzdem wundert's mich bei andern. Weil ich fast immer den leichten Salto mortale bewundern konnte, mit dem die weißen Frauen dies Hindernis nahmen. Aber vielleicht schien das Außenstehenden nur so. Vielleicht war's nur die Oberfläche, die ruhig blieb, während in der Tiefe stille Kämpfe ausgefochten wurden. Es ist merkwürdig. Ich weiß sonst genau Bescheid in den Schicksalen und Leiden der Menschen hier. Aber über dies Kapitel tappe ich völlig im Dunkeln. Das heißt, wenn wirklich unterirdische Strömungen vorhanden sind. Ich habe nie den leisesten Versuch gemacht, da hinein zu sehen, denn da muß jede ganz allein für sich hindurch."

Nach kurzem Schweigen äußerte Martha: „Rose Feldner meint, daß nur die ganz große Liebe in solchem Falle überwinden könne. Und die fühle sie nicht für Steinbach. Die ganz große Liebe! Die würde dann auch vor halbweißen Kindern nicht haltmachen, meint sie."

„Solch junges Ding! — Und spricht so tiefe Weisheit aus!"

„Weisheit?"

„Gewiß. Oder bist du andern Glaubens? Ich stimme dem Mädchen vollkommen bei. Wenn auch vermutlich aus wesentlich anderm Denken und Empfinden heraus."

„Also du glaubst, daß tiefe verzeihende Liebe über solch samoanischer Vergangenheit des Mannes, über farbigen Nachkommen, ein Glück aufbauen könne? Ein volles Glück?"

„Ein volles, reiches Glück. Ja. Aber nicht die verzeihende Liebe kann das. Nur die verstehende."

„Sag, Anna, glaubst du, daß wir Frauen je eine Männerseele verstehen können?"

„Jede kann's wohl nicht. Von mir glaube ich, daß ich's kann. Wenigstens bis zu einer bestimmten Grenze. Man muß nur wollen. Am besten freilich glückt es wohl, wenn es nicht gerade der allernächste, der einzige ist, dem man mit solchem Verstehenwollen auf schwierigen Wegen nachgehen muß. Wenn man dabei vom Persönlichen losgelöst ist. Sonst, wo es um das Eine geht, genügt das Wollen wohl nicht, da muß dann eben die große Liebe mithelfen."

„Und auch diese Männer hier, diese uns Frauen so wesensfremden, derbstarken Männer glaubst du verstehen zu können?"

„Von denen sprechen wir doch. Für das Verständnis der Sensiblen, der Ästheten braucht's wohl für uns kaum besonderer Anstrengung."

„Möchtest du mir nicht sagen, wie du dir den Weg zu solch verstehender Liebe denkst? Nehmen wir als Beispiel mal Korns."

„Korns. Hm!" Anna Zorn warf den Zigarettenrest in weitem Bogen ins Gras, wo er sofort gierig von einem Hühnchen angepickt wurde und dann ratloses Entsetzen bei dem kleinen Fresser erzeugte. „Da muß ich mir erst eine andere Frau hinudenken. Aber auch dann geht's schlecht. Korn ist nicht mein Fall. Ist aber auch nicht typisch. Nehmen wir als Beispiel lieber Freund Hellberger. Den hab ich gern. Deshalb schickte ich ihn ja auch in die Heimat, daß er sich eine weiße Frau hole. Nach allem, was er von seiner Braut schreibt, scheint er die richtige Wahl getroffen zu haben. Meinst du, daß der, wenn er mit ihr herkommt, kein volles Glück finden könne? Wegen des braunen Wurms?"

„Ich weiß nicht," preßte Martha Uffrecht hervor. „Das Mädchen ist mit dem Kind jetzt drüben in Savaii, nicht wahr? Aber das Wissen, daß da ein Kind ist, dem sie den Vater genommen, daß er es so ohne weiteres von sich stoßen konnte, ob das der jungen Frau Ruhe lassen wird? Und ob der Mann Ruhe findet vor diesem Gedanken? Ob es beide später nicht peinigen wird, in den eignen Kindern die Geschwister des vaterlosen, braunen Geschöpfs zu sehen? Gerade weil es ein halbweißes Kind ist, dem die Mutter das nicht geben kann, was vielleicht das weiße Blut in ihm verlangen wird."

„Um Gotteswillen, Liebste, hör auf mit solch schwerer Auffassung der Dinge, die du — echt deutsch natürlich — nur von der Seite der Gegenpartei, hier der samoanischen, betrachtest. In keiner anderen Lebensfrage ist der heilige Egoismus wohl nötiger, als in der der Rasse. Nur die Notwendigkeiten unseres Volkes sind hier maßgebend. Nur sie müssen durchgesetzt werden, wenn nötig, auch mit unbedingter Rücksichtslosigkeit gegen alles Fremdstämmige."

„Aber in jenen Kindern fließt doch auch das Blut der Väter."

„Fasse sie als Überschuß an Volkskraft auf. Das sind sie. Wir können sie nicht brauchen, müssen sie möglichst ausscheiden. Wegen der Mischung mit fremdem Blut."

„Wie bist du grausam! Ich meine, so könne man nur im Krieg denken, mitten im erbitterten Kampf."

„Wie man im Kriege denkt, weiß ich nicht, ich habe noch nie versucht, mir das vorzustellen. Aber du kannst recht haben, es mag ähnlich sein. Im Kampf ist die Selbsterhaltung oberstes, heiligstes Gesetz. Aber auch die Rassenfrage ist Kampf. Höre mir deshalb damit auf, den Anwalt der Gegenpartei zu spielen. Die Männer nehmen, bis auf wenige Ausnahmen, diese halbblütigen Nachkommen nicht so schwer. Hellberger wird bestimmt nicht darunter leiden, er wird völlig vergessen, daß da irgendwo ein Mischblut lebt, dessen Vater er — ohne besonderen Wunsch und Willen — geworden."

Martha beugte sich vor. Ihre Augen brannten in die der Freundin.

„Vergessen! — Du hältst ein solches Vergessen für denkbar?"

„Nicht nur für denkbar, sondern für ganz natürlich. Ich sage dir doch: Überschuß an Volkskraft ist solch ein Kind! Was kann dem Manne die Folge eines flüchtigen Sinnesrausches bedeuten? Eines Sinnesrausches, der noch dazu eine Verirrung des Blutes war. Nur in ganz seltenen Fällen hat bei solchen Verbindungen doch das Herz mitgesprochen. Von solchen Ausnahmen reden wir hier nicht. — Ach, weißt du, Liebste, wir Frauen nehmen diese Dinge ja viel zu wichtig! Zu wichtig, um den Mann zu verstehen. Lösen wir uns von diesem Standpunkt, so begreifen wir auch das Vergessen, das dich eben so entsetzte."

Schweratmend saß Martha Uffrecht. Hastig bewegte sie den Fächer vor dem Gesicht, um der andern ihre Erregung zu verbergen. Aber die blickte gar nicht nach ihr hin in ihrem Jagdeifer, mit dem sie eben einen Moskito belauerte, der sich auf ihrem Arm behaglich vollsaugte. „Und ebenso wird auch die weiße Frau die Vergangenheit ihres Mannes vergessen. Ich denke, es muß ihr viel leichter werden, wie gar mancher Leidensgenossin daheim." Patsch! Da hatte sie den kleinen Vampyr zur Strecke gebracht.

„Wie meinst du das nun wieder?"

„Ich meine, daß wir Ehefrauen doch sehr selten die erste Liebe unserer Männer sind. Aber bei ihren früheren Beziehungen zu gleichblütigen Frauen und Mädchen hat neben den Sinnen wohl auch sehr oft das Herz mitgesprochen. Das sitzt dann tiefer, wird meist wohl nie ganz vergessen. Wenn ich eine junge Braut wäre, so würde ich mich jedenfalls für

das glücklichste Menschenkind halten, wenn ich nur gegen solch braunen Schemen zu kämpfen hätte. Wenn ich dabei nur das erste weiße Weib wäre, das der Mann liebte, das erste, das ihm angehören würde! — — — Aber dies Los ist ja leider nur sehr, sehr wenigen Frauen beschieden!" schloß sie, trübe lächelnd in die Weite blickend.

*

Und wieder, wie in der vorletzten Nacht, stand Martha Uffrecht am Fenster vor der schimmernden Mondscheinpracht. Etwas länger schon lagen heute die Schatten auf dem Boden. Doch desto schattenloser war es in der Frauenseele. Die Freundin hatte den Weg gewiesen, den einzigen, der zur Gesundung führte!

Die verstehende Liebe.

Hatte Anna Zorn es bewußt getan? Ahnte sie? Nie hat Martha Uffrecht Antwort auf diese Frage erhalten, die ihr eben flüchtig durch den Sinn fuhr. Es war ja so unwichtig. Alles war unwichtig, gegenüber dem Glücksgefühl, das sie durchzitterte.

Unbegreiflich, wie sie sich und den Mann so hatte martern können! Mit Verzeihen hatte sie großmütig den Riß verkleistern wollen und hatte gerade damit den Gatten tief gedemütigt. Hatte ihm eine Rolle aufgezwungen, die er, seinem ganzen Wesen nach, nicht ertragen konnte. Was gab es da überhaupt zu verzeihen? Daß er damals — zuerst — geschwiegen? Das hatte sie bald verstanden, daran waren ihre Gedanken nicht lange hängen geblieben. Daß er auch nachher nicht gesprochen? Er hatte vergessen! Auch ihr erschien das jetzt so natürlich. Und wenn in den Jahren wirklich einmal ein Zufall eine flüchtige Erinnerung ausgelöst hätte, dann war sie sicher schon in der nächsten Minute wieder versunken gewesen. Weshalb hätte er die alte Sache aufrühren sollen, ihr damit viel mehr Wichtigkeit gebend, als ihr zukam? Seine Liebe hatte ihr jeden Schatten fernhalten wollen. Und dafür hatte sie ihn leiden lassen! Sie war es, der Verzeihung nötig tat, ihrer philiströsen Überhebung.

Sie war jetzt nahe daran, sich in einen heftigen Zorn gegen sich selbst hineinzusteigern. Aber dann siegte wieder das unsinnige Glücksgefühl.

„Ein glückseliges Menschenkind die Frau, die nur gegen solch braunen Schemen zu kämpfen hat!"

Und solch begnadetes Geschöpf war sie ja!

Ein Jauchzen quoll in ihr hoch, wollte über die Lippen. Sie schlug die Hände vor das Gesicht, es zu unterdrücken, erbebend unter der Wucht ihrer Empfindungen.

(Fortsetzung folgt.)

Blumen im Raum.

Von **Wolfgang Greiser.**

Blumen sind Seelengeschöpfe wie wir. Sie fühlen, wenn man sie verletzt. Sie jauchzen zu stiller, reiner Freude und geben einen Dufthimmel und ihre Blütenseele für alle diejenigen Menschen hin, die Blumen zu pflegen wissen. Blumen leben, auch wenn man sie vom Stamme trennt. Sie jubeln farbenleuchtend zu Glück und Lust, zu Spiel und Tanz; sie zittern in der Hand, die sie zu Trauerkränzen windet; sie fühlen kelchtief mit uns mit. In stillen, schönen Vasen, in die wir sie setzen, tun sie das ganz besonders. Denn in ihnen werden sie mehr wie überall zum schmuckvollen Duftwerke im Raume, dem es in seiner Einfachheit vorbehalten bleibt, Zimmer und Wohnräume zu schmücken, die den Luxus nicht tragen oder besitzen wollen.

Blumen in der Vase, im Glas, in der Kristallschale, im Majolikakübel sind in der jetzigen Sommerszeit besonders wohlfeil zu beschaffen. Aber es gehört doch ständig ein wenig Geschick dazu, Blumen und Gefäße, Standort und Umgebung harmonisch zueinander einzustimmen. Hierfür ein paar erlaubte Betrachtungen.

Je unaufdringlicher die Form des Gefäßes ist, das Blumen aufzunehmen bestimmt ist, je reizvoller wird deren Wirkung sein. In eine schlanke Vase gehören niemals kurzstielige Blüten, wohl aber in einer gewissen Abstimmung ein kühner oder ein wilder Strauß. Sich breit und wuchtig ausladende Pflanzen erfordern Gefäße im entsprechenden Umfangsmaße, indeß ein kugliges Rundgefäß schon weit mehr Ordnung in seinem Blumenschmuck verlangt. Die Modezimmerpflanze, die Kaktee, die an sich immer das Alleinsein symbolisiert und doch einen exotischen Charakter hat, nimmt für sich mit besonderer Vorliebe immer das Bechergefäß in Anspruch. Langstieligen Flieder stelle man in Standgläsern auf.

Farbengegensätze zwischen Blume und Gefäß müssen mit Geschmack und Bedacht gewählt werden. Gelbe Blüten gefallen in blauen Gefäßen; roter Mohn ergeht sich in gelbem Ton; blaue Blüten stehen zu weißen Behältern; grünes Blattwerk überrankt und überragt recht gern braunrot glasierte Majolika. Unterglasierte Tontöpfe ergeben gern die Möglichkeit, jedem Geschmacke Rechnung zu tragen, und auch umbastete Ton- oder Glasgefäße erfreuen und nützen dieser Einstimmung von Farbe und Gefäß. Auch gedunkelte Tontöpfe, Vasen und glasierte Steingutkübel, sowie eine Reihe anderer, edler deutscher kunstkeramischer Schöpfungen bieten rundgebaucht oder mehreckig, schlicht ornamentiert oder milchglatt-weiß, einfachst bemalt oder randschnurgemustert vielfache Abwechslung. Immer aber fassen diese Tonwaren zum Gehalte oder zur Idee der in ihnen verwerteten Blumen den Eindruck zu einer sinnverwandten, harmonischen Einstellung auf, so daß die Hüter der Blumen und Blüten durch die Verwertung von Form und Stoff ein warmes Mitempfinden verraten können für der Blumenseelen Leben und Sein. Jedenfalls gehören Blumen in jedes Heim und in jeden Raum, auch in den einfachsten Arbeiterhaushalt. Selbst in schlichten Handwerksstuben fand ich sie einmal. Sie geben Stimmung und Stimmungen; sie gemahnen Geist und Auge ständig zum Ausruhen und schaffen reine und sinnige Freude.

Auf eines mag kurz noch Bezug genommen werden: zur Blumenpflege gehört Reinlichkeit. Nichts wirkt häßlicher, als unreines Wasser in Vasen und Krügen, als erdige Töpfe auf sandigem Brett, als verwelktes Blüten- und Blätterwerk, als frisches, frohes Blumenleben in zerschlagenen oder zerbrochenen Vasen.

Will man in der Schmuckkraft der Blumen noch weiter denken, so darf man schließlich auch nicht daran vorübergehen, den Untergrund der Blumenvase zu ihrem Inhalte harmonisch einzustellen. Ein gelbes Deckchen, darauf ein blaues Glas und darüber schneeweiße Fliederzweige, das führt ganz sicherlich zu einer Harmonie, die kaum zu beanstanden sein dürfte. Auch sollen Blumen einzeln wirken; jedes Zusammendrängen überlastet den Eindruck des Schönen und überfüllt die Kraft des Empfindens. Isoliertheit hebt immer hervor.

Somit wird das Einfachste für Blumen im Raume zugleich auch immer das Schönste bleiben. Dabei mag es völlig dahingestellt sein, ob man einem Feldstrauße in seiner Naturwüchsigkeit oder dem Kunstarrangement einer Gärtnerei in seinem Heime den Vorrang gewährt. Nur wird sich aus der Blume im Raume und aus der Pflege, die man ihr angedeihen läßt, stets und ständig ein Rückschluß auf seine Bewohner ermöglichen lassen; denn Menschen, die Blumen zu pflegen wissen, pflegen mit einer weichen Hand und mit einem warmen Gemüt, mit sittigem Ernst und in Treue.

Goethe und der General.

Vergessene Anekdote, mitgeteilt von **Franz Lächler.**

Als Goethe in Karlsbad weilte, fiel ihm ein alter Herr, der siebzig bis achtzig Jahre zählen mochte, auf, der auf der Promenade lustwandelte, gestützt auf einen Stock mit goldnem Knauf.

Der Dichter erkundigte sich, wer der Herr sei, und erfuhr, daß es ein sehr verdienter österreichischer General wäre, der aus einem uralten Geschlechte stamme.

Goethe hatte schon mehrfach bemerkt, daß der General ihn scharf ansah, und es wunderte ihn daher nicht, daß der alte Herr eines Tages auf ihn zutrat, den Kopf ein wenig entblößte und sagte: „Nicht wahr, Sie nennen sich Herr Goethe?"

„Ganz recht."

„Aus Weimar?"

„Sehr wohl."

„Sie haben Bücher geschrieben?"

„O ja."

„Und Verse gemacht?"

„Auch."

„Sie sollen schön sein."

„Hm."

„Haben Sie denn viel geschrieben?"

„Es mag so angehen."

„Ist das Versemachen schwer?"

„So, so."

„Es kommt wohl halt auf die Laune an, ob man gegessen und getrunken hat, nicht wahr?"

„Es ist mir fast so vorgekommen."

„Na, schauen's, da sollten Sie nicht in Weimar sitzen bleiben, sondern nach Wien kommen."

„Hab' auch schon daran gedacht."

„Na, schauen's, in Wien ist's gut, es wird gut gegessen und getrunken."

„Hm."

„Und man hält was auf Leute, die Verse machen **können.**"

„Hm."

„Ja, dergleichen Leute finden wohl gar — — wenn's sich gut halten, schaun's, und zu leben wissen — — in den ersten und vornehmsten Häusern Aufnahme."

„Hm."

„Kommen's nur; melden's sich bei mir; ich habe Bekanntschaft, Verwandtschaft, Einfluß; schreiben's nur: Goethe aus Weimar, bekannt von Karlsbad her. Das letztere ist notwendig zu meiner Erinnerung, weil ich halt viel im Kopf habe."

„Werde nicht verfehlen."

„Aber, sagen's mir doch, was haben's denn geschrieben?"

„Mancherlei, von Adam bis Napoleon, vom Ararat bis zum Blocksberg, von der Zeder bis zum Brombeerstrauch."

„Es soll alles so berühmt sein."

„Hm! Leidlich!"

„Schade, daß ich nichts von Ihnen gelesen und auch früher nichts von Ihnen gehört habe. Sind schon neue verbesserte Auflagen von Ihren Schriften erschienen?"

„O ja, wohl auch."

„Und es werden wohl noch mehr erscheinen?"

„Das hoffe ich."

„Ja, schauen's, da kaufe ich Ihre Werke nicht. Ich kaufe halt nur Ausgaben der letzten Hand; sonst hat man immer Ärger, ein schlechtes Buch zu besitzen, oder man muß dasselbe Buch zum zweiten Male kaufen. Darum warte ich, um sicher zu gehen, immer den Tod der Autoren ab, ehe ich ihre Werke kaufe. Das ist Grundsatz von mir, und von diesem Grundsatz kann ich auch bei Ihnen nicht abgehen."

Darauf verabschiedete sich der General von dem Dichter.

Ob Goethe den alten Herrn in Wien besucht hat, ist nicht bekannt. Sein Zusammentreffen mit ihm machte ihm aber jedenfalls Spaß. Und er pflegte das Karlsbader Erlebnis gern Freunden und Bekannten zu erzählen.

Bunte Chronik



*** Das Denkmal zweier böser Buben.** Ein einzigartiges Denkmal ist jetzt in der amerikanischen Stadt Hannibal im Staat Missouri enthüllt worden. Es stellt in Lebensgröße zwei amerikanische Jungens dar, die niemals gelebt haben, aber durch ihren Schöpfer unsterblich geworden sind. Die beiden lustigen Bronzefiguren sind Tom Sawyer und Huckleberry Finn, die beiden berühmten „bösen Buben", die auch unseren Lesern durch die Veröffentlichung der bekannten Erzählung von Mark Twain im „Hausfreund" bekannt sein dürften. Diese beiden Pendants zu unseren Max und Moritz, deren ergötzliche Streiche und Abenteuer so lebendig von dem großen Dichter geschildert worden sind, sind echte rechte „Lausbuben", aber sie verdienen ihre Verherrlichung in einem Denkmal, denn in ihnen hat zugleich Mark Twain den Lebensmut und die Tatkraft der amerikanischen Jugend und die gesunde Ungezogenheit verewigt, die den Keim für tüchtige Leistungen im späteren Alter in sich trägt.

*** Die Rechtsanwalt in Hosen.** Nicht der Rechtsanwalt, sondern die! Denn es handelt sich um eine Dame, die das Examen bestanden und sich in Le Mans (Frankreich) als Anwalt niedergelassen hat. Soll man sie Rechtsanwältin nennen? Das klingt nicht, also die Rechtsanwalt. Besagte Dame erschien am ersten Tag, als sie plädieren sollte, sage und schreibe in langen Hosen und Talar. Der Vorsitzende protestierte, die Beisitzer protestierten, die Zeugen, die Kollegen, die . . . alle protestierten. Man hob die Sitzung auf und die Dame erhob Protest gegen die Ablehnung durch das Gericht. Die Sache kam vor den Appellationsgerichtshof in Paris, der sich auf seiten des weiblichen Rechtsanwalts stellte und entschied, daß männliche Kleidung bei einer Dame nicht dazu angetan sei, die Würde des Gerichts zu verletzen. Seitdem agiert die Rechtsanwalt in Le Mans im Talar und in langen Hosen.

*** Lebendig begrabene Riesen.** Der gruselige Mythus von den „menschlichen Pfeilern" fand sich bestätigt, als bei dem Kaiserlichen Palaste in Tokio Skelette ausgegraben wurden. Bei Reparaturen an einer alten Zitadelle stießen Arbeiter zu ihrem Entsetzen auf die Skelette einer Anzahl von Riesen, die vier Meter unter der Oberfläche Wache standen, um die Befestigungen zu schützen. Die Gebeine gelten als Bestätigung der Sage von den menschlichen Pfeilern, die einem Aberglauben des alten Japan entsprang. Es soll damals Brauch gewesen sein, bei der Erbauung von Festungen Menschenleben zu opfern, und zwar wurden die stärksten Männer der Nation bei den Fundamenten lebend eingegraben, denn man glaubte, die Stärke der Giganten würde so auf das Bauwerk übergehen.

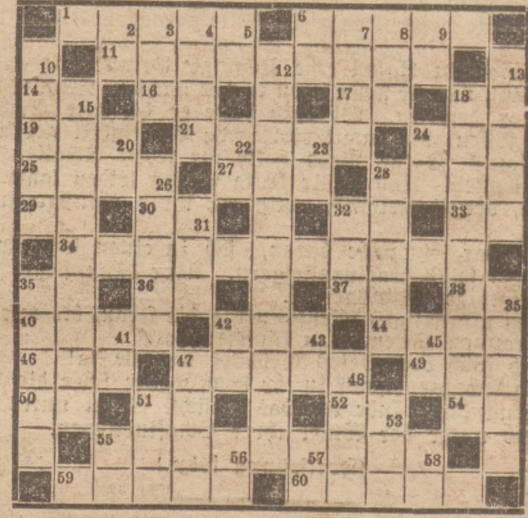
*** Der Knabe mit dem grauen Haar.** Menschen, die in der Blüte ihrer Kraft stehen, bekommen graue Haare meist infolge eines großen Schreckens, den sie in irgendeiner gefährlichen Situation durchgemacht haben. Verhältnismäßig selten dürfte es aber sein, daß schon ein Knabe infolge solcher Ereignisse zum Graukopf wird. Ein solcher Fall ereignete sich kürzlich zu Arok in Karpathenrußland. Ein fünfzehnjähriger Knabe hatte sich aus Neugier daran gemacht, eine in der Gegend befindliche, noch nicht ganz erforschte und mehrere Kilometer lange Höhle zu untersuchen. Er hatte dazu nichts mitgenommen als eine Kerze. Nur einige Schulkameraden hatte er von seinem Vorhaben verständigt. Erst als er nach einigen Tagen nicht wieder kam, verrieten diese den Eltern, was ihr Sohn unternommen hatte. Man fand den Jungen, der sich auf seinem Weg durch die Höhle verirrt hatte, auch bewußtlos vor. Er war vor Hunger und Erschöpfung ohnmächtig geworden. Im Tageslicht zeigte es sich zum Entsetzen aller Anwesenden, daß der Knabe infolge der furchtbaren Tage, die er in der dunklen Höhle zugebracht hatte, vollkommen ergraut war.



Rätsel-Ecke



Kreuzwort-Rätsel.



Wagerecht: 1. Gleichwort für Kummer. — 6. Antike Göttin. — 11. besonders präparierter Gummi. — 14. Abkürzung für Altes Testament. — 16. Umstands- und Bindewort. — 17. Abkürzung für Metertonne. — 18. Umstandswort. — 19. Fürwort. — 21. Werkzeug. — 24. Eingang. — 25. besonders zubereiteter Honig. — 27. Nebenfluß der Saale. — 28. weiblicher Vorname, Kurzform. — 29. chemisches Zeichen für Erbium, altnordischer Kriegsgott. — 30. Flächenmaß. — 32. italienische Tonbezeichnung. 33. chemisches Zeichen für Natrium. — 34. Bestandteil der Orgel. — 35. Abkürzung für pianissimo. — 36. Ausruf. — 37. Abkürzung für exempli causa (zum Beispiel). — 38. Abkürzung für nota bene. — 40. Begrenzung des Wassers. — 42. Papageienart. — 44. Anrede, Gebieter. — 46. Abkürzung für Texas. — 47. Kurort an der Riviera. — 49. Teil der Takelung. — 50. Fürwort. — 51. italienische Tonbezeichnung. — 52. ägyptischer Sonnengott. — 54. Fürwort. — 55. Schutzhülle des Baumes. — 59. Hauptort einer italienischen Provinz. — 60. volkstümlicher Name für Georg.

Senkrecht: 2. Ausruf des Staunens. — 3. Teil des Wagens. — 4. Adelsrang. — 5. und, lateinisch. — 6. Fürwort. — 7. Biene. — 8. Pflichtenkreis. — 9. chemisches Zeichen für Nickel. — 10. große Menge. — 12. österreichischer Dichter. — 13. Halbinsel Griechenlands. — 15. Kulthandlung der alten Völker. — 18. altarisches Heilszeichen. — 20. Lebensmittel. — 22. Lebensmittel. — 23. Abkürzung für laeva manu (linker Hand) in der Notenschrift. — 24. chemisches Zeichen für Tellur. — 26. Körperbeschaffenheit. — 28. Fischbrut. — 31. Wildart. — 32. Bezeichnung einer Schiffsseite. — 35. Truthahn. — 39. Verlobtes Mädchen. — 41. lateinisch aus ehemalig. — 42. Faultierart. — 43. Zeichen für Azote (Stickstoff). — 45. Fürwort. — 47. Zahlwort. — 48. Fluß in Mittelitalien. — 51. Gleichwort für selten. — 53. Abschiedswort. — 55. chemisches Zeichen für Beryllium. — 56. italienische Tonbezeichnung. — 57. Busen der Zuidersee. — 58. Fürwort.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 124.

Buchstaben-Rätsel: Kellner, Keller, Kelle.

Scharade: Armbrust.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.